

„Herr, rette mich!“

Mit einem Bild von Roland Peter Litzenburger die Wundergeschichte vom Seewandel (Mt 14,22-33) erschließen

Von Thomas Menges

Wer Wunderzählungen einmal im Religionsunterricht behandelt hat, dem ist die Schülerfrage nur zu bekannt: War das damals wirklich so? Es ist der garstige Graben unterschiedlicher Plausibilitätsstrukturen, der nicht selten lästige Vorschaltungen über gewandelte Weltbilder erforderlich macht, bis man endlich zum biblischen Text gelangt, dessen frohe Botschaft es ja zu bergen gilt.

Rahmen der Unterrichtsreihe

Berichten möchte ich von einer Unterrichtsreihe, die ich mehrfach in der Jahrgangsstufe 11 durchgeführt habe und die auf eine Erschließung des „massiven“ Wunders vom – geglückten – Gang Jesu auf dem Wasser und dem eingeschalteten – missglückten – Gang Petri hinauslief (Mt 14,22-33). Hier einige kursorische Hinweise darauf, was im Vorfeld mit der Lerngruppe erarbeitet wird:

Von fundamentaler Bedeutung – selbstredend nicht nur für die Wunderthematik – ist es, bei Schülerinnen und Schülern ein Bewusstsein für die Differenz von Innen- und Außenperspektive zu schaffen. Ein Beispiel: Nur dann, wenn jemand den christlichen Glauben auch für wahr hält, wird er die Sonntagsmesse besuchen (Innenperspektive); die Häufigkeit, mit der dies in Deutschland geschieht, kann dann zum Gegenstand religionssoziologischer Studien werden (Außenperspektive).

Den gedanklichen Kontext, in dem die Wundererzählung gedeutet wird, markieren die beiden Begriffe Vertrauen und Glauben. Weil Vertrauen konstitutiv für unser Leben ist, wird es im Unterricht unter verschiedenen Perspektiven

betrachtet: So wird auf die für die Persönlichkeitsbildung maßgebliche Bedeutung des Urvertrauens eingegangen, auf die beispielsweise der Entwicklungspsychologe Erik H. Erikson hingewiesen hat. – Eine Mutter, die ihr von nächtlichen Träumen geängstigtes Kind tröstet, verspricht durch ihr Handeln, das sich auf die Formel „Alles ist in Ordnung!“ bringen lässt, mehr, als das weitere Leben je halten wird; diesen Gesichtspunkt hat der Religionssoziologe Peter L. Berger herausgearbeitet. – Für die Beziehung zwischen Menschen gilt, dass ich Vertrauen nicht einfordern, sondern nur anbahnen kann, indem ich selbst dem Anderen Vertrauen entgegen bringe; dies geschieht in der Erwartung, dass der Andere sich als vertrauenswürdig erweist. Der Soziologe Niklas Luhmann spricht von zwischenmenschlichem Vertrauen als einer „riskanten Vorleistung“.

Weil Glaube im religiösen Kontext etwas anderes als „nicht wissen“ meint, wird im Unterricht eine Begriffsbestimmung erarbeitet: Vom „Etwas glauben“, wie es etwa in dem Satz „Ich glaube, es wird bald regnen“ zum Ausdruck kommt, ist das „Jemandem glauben“ zu unterscheiden, bei dem ich einem mir

unbekannten Sachverhalt von einer anderen Person, die ich für vertrauenswürdig halte, übernehme; fehlt mir dieses Vertrauen, kommt das „Jemandem glauben“ nicht zustande. Eine noch größere Rolle spielt dieses Vertrauen beim „Glauben an“: Ich nehme jemandem ab, dass sein Glaube an eine andere Person zutrifft. So glaubt die Schwester in Deutschland ihrer Schwester in Amerika, dass deren Mann ein Erfinder ist, und überweist, obwohl in letzter Zeit einige Experimente fehlgeschlagen sind und deshalb das Geld knapp geworden ist, einen Scheck zur Fortsetzung der Forschungsarbeit.

Arbeit am Bild

Der von mir gewählte Einstieg in die matthäische Wundererzählung konfrontiert die Lerngruppe mit einer visuellen Interpretation, einem 1952 entstandenen, in Tinte und Tusche gefertigten Bild von Roland Peter Litzenburger (1917-1987) mit dem Titel: „Herr, ich ertrinke.“ (M1)

Es gehört zu den eher unbekannteren Bildern eines Künstlers, dessen Christusbilder vielleicht etwas zu oft in Religionsbüchern reproduziert und durch Dia-Serien zu häufig präsentiert wurden. Ein nicht unwesentlicher bilddidak-

tischer Vorzug gerade dieses Bildes besteht darin, dass es nicht schon beim ersten Blick zu entschlüsseln ist – was regelmäßig zu der spontanen Äußerung, was denn das „Ge-kritzeln“ solle, veranlasst.

Litzenburgers Bild ist abstrahierend, aber nicht abstrakt. Der Federstrich spürt den Befindlichkeiten der Akteure nach. Deshalb steht eine ausführliche Bildbeschreibung, zu der jede Lerngruppe aufgefordert wird, am Beginn.

Als Alternative bietet sich eine in ruhigem Ton vorgetragene meditative Bildbetrachtung an:

Auf den ersten Blick: Chaos, Unordnung – Nervöse Striche. Die Farben: blau, schwarz, etwas weiß – Unser Auge sucht nach Ordnung. *Im Hintergrund* tiefes, undurchdringliches Schwarz – schwärzer als die Nacht.

Im Vordergrund eine geduckte Gestalt: die Hände empor gestreckt – die Augen weit aufgerissen – der Mund weit zum Schrei geöffnet – die Haare stehen zu Berge: Dieser Mensch hat abgrundtiefe Angst.

Hinter ihm ein Boot, das, von einer riesigen blauen Welle ergriffen, der Macht der Naturgewalten ausgeliefert ist. Die Menschen im Boot suchen nach Halt: Sie krallen sich am Boot fest – auch an einem schwarzen Mast, der viel kräftiger als das labile Boot gezeichnet ist.

Auf der rechten Seite des Bildes ist eine alle anderen weit überragende Gestalt platziert. Ruhig steht sie da; ihre nackten Füße stehen – scheinbar – auf festem Grund. Die rechte Hand gebietet dem Sturm Einhalt; gleichzeitig greift sie nach dem Mast. Die Linke fasst nach dem verängstigt schreienden Mann. Deutlich ist das Auge der großen Figur gezeichnet: Es hat nicht nur das

die geängstigten Jünger

Nacht

Wind/Sturm

das hin und her geworfene Boot

Angst: die Augen weit aufgerissen, die Haare stehen zu Berge

Petrus

geöffneter Mund: Herr, rette mich!



Jesus

ausgestreckte Hände: Beruhigung der Jünger, des Sturms; Rettung des Petrus

ausgestreckte Hände des Petrus mit Bitte um Rettung

© Gretel Kunze, Markdorf

schlingernde Boot, sondern auch die versinkende Person im Blick. Den Kopf der aufrecht stehenden Gestalt umgibt ein Nimbus.

Erst nach ausführlicher Betrachtung und ersten von der Lerngruppe geäußerten Interpretationsansätzen wird die matthäische Perikope eingespielt. Der Lerngruppe wird außerdem eine Fotokopie des Bildes (M1) ausgeteilt. Die Aufgabenstellung lautet: „Schreibe auf die Kopie, welche Aspekte des biblischen Textes der Künstler ins Bild gebracht hat!“

Wer sich auf die Suche nach den Text-Bild-Referenzen begibt, der muss Text und Bild genau miteinander abgleichen. Dabei ergibt sich ein klarer Fokus: Litzenburgers künstlerische Interpretation der Perikope lässt sich prägnant mit dem Satz „Jesus Christus rettet aus Angst und Not.“ zusammenfassen. Die Bildinterpretation setzt damit einen hermeneutischen Rahmen, innerhalb dessen die Arbeit am Text weitergetrieben werden kann.

Arbeit am Text

Dies geschieht zunächst durch einen synoptischen Vergleich mit der markinischen Version Mk 6, 45-52. Die Schülerinnen und Schüler erhalten ein Arbeitsblatt mit einer Synopse beider Texte und der Aufgabenstellung, (in Still- oder Partnerarbeit) die Unterschiede beider Texte farblich zu markieren und anschließend (im Unterrichtsgespräch) hinsichtlich ihrer Wichtigkeit zu beurteilen. Vor allem drei Unterschiede werden herausgearbeitet:

Beide Evangelisten erzählen von geradezu entgegengesetzten Reaktionen auf das Wundergeschehen. Nachdem sich der Sturm gelegt hat, werfen sich bei Matthäus die Jünger noch im Boot vor Jesus nieder und demonstrieren ihren Glauben: „Wahrhaftig, Gottes Sohn bist du!“ (Mt 14,33). Gegenteiliges erzählt Markus. Das Herz der Jünger bleibt verhärtet, sie verstehen gar nichts (Mk 6,52). Woran liegt das? Natürlich kann man mit dem Motiv des Jüngerunverständnisses bei Markus argumentieren. Dennoch ist es signifikant, dass selbst die engsten Vertrauten Jesu völlig verständnislos auf eine derart massive Machtdemonstration reagieren. An anderer Stelle heißt es, dass Jesus keine Wunder tun konnte (Mk 6,5) und sich Schauwundern verweigert (Mk 8,12). Denn, so der im Unterricht entwickelte Gedanken, wer die Geschehnisse nur aus einer Außenperspektive beobachtet, den kann auch das stärkste Wunder nicht überzeugen! Überzeugen wovon?

Auf einen zweiten Unterschied, der Schülerinnen und Schüler in der Regel nicht ins Auge springt – nämlich die Formulierung „und wollte vorübergehen an ihnen“ (Mk 6,45) – mache ich gegebenenfalls durch Karikieren aufmerksam: „Da bringt Jesus die große Show, geht über das Wasser, um dann an seinen vom Sturm verängstigten Jüngern

vorbeizugehen.“ Aufgelöst wird das Rätsel, wenn die einschlägigen biblischen Referenztexte aus dem Buch Exodus (Ex 12,13; 33,19.22; 34,6) und 1 Kön 19,11 in der Bibel nachgeschlagen werden. „Vorübergehen“, erkennt die Lerngruppe, erweist sich als eine Offenbarungsformel JHWHs, die der Evangelist Markus auf Jesus überträgt. Was will er damit aussagen? So wie Gott über die Chaosmächte herrscht, ebenso gebietet Jesus über Sturm und Meer! Bei Markus haben die Jünger (noch) nicht erkannt, dass sie es mit Jesus, dem „Gottes Sohn“ (Mk 15,39) zu tun haben.

Der augenfälligste Unterschied indes besteht in der eingefügten Petrusepisode (Mt 14,28-31), bei der es sich gemäß der Zwei-Quellentheorie um matthäisches Sondergut handelt. Dieser Einschub wird mit der Lerngruppe auf dem Hintergrund der skizzierten Einsichten zur Bedeutung des Vertrauens interpretiert: Es handelt sich um eine Erzählung über Glauben und Zweifel. Voller Mut ruft Petrus dem entgegenkommenden Jesus zu „Herr, wenn du es bist, befehl mir, dass ich auf dem Wasser zu dir komme.“ (V 28) und leistet dem knappen Befehl Jesu „Komm!“ (V 29a) Folge, denn augenblicklich verlässt er das von den Wellen gepeitschte Boot und geht auf Jesus zu (V 29b). Petrus' Verhalten lässt sich als eine riskante Vorleistung interpretieren, setzt der Jünger doch darauf, dass sich Jesus als vertrauenswürdig erweisen wird. Doch nicht die Vertrauenswürdigkeit Jesu, sondern die Vertrauensbereitschaft des Petrus steht im Fokus! Denn ganz rasch, im Angesicht des Sturms, verlässt Petrus sein Jesus entgegengebrachtes Vertrauen – jäh überfällt ihn die Furcht (V 30a). Was darauf hin geschieht, hat Litzemberger anschaulich gemacht: Petrus verliert jeden Halt unter den Füßen und droht in den Chaoswassern zu versinken. Doch ebenso plötzlich wie

das Vertrauen schwand, ist es der Schrei zu Jesus, der aus höchster Lebensgefahr rettet: „Herr, rette mich!“ (V 30c). Sofort streckt Jesus seinem Jünger die Hand entgegen und rügt ihn: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ (V 31).

Warum, so ein weiterer Aspekt, wird Petrus von Jesus getadelt? Als kleingläubiger Jünger erweist Petrus sich in dieser Situation dadurch, dass er – gerade als es darauf ankommt – seine Jesus bereits entgegengebrachte Vertrauensbereitschaft wieder in Zweifel zieht. – Nun ist es dieser von Zweifeln geplagte Kleingläubige, der sich wenig später zu Jesus als „Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16,15) bekennt, und der zum „Felsen“ wird, auf dem die Kirche errichtet wird, die nicht von den Chaosmächten überwältigt werden wird (vgl. Mt 16,18). Wir, die Gemeinschaft der Gläubigen, stehen in dieser Tradition, weil wir – an dieser Stelle kommen die eingangs entfalteten Glaubensbegriffe ins Spiel – dem Zeugnis der Jünger und der sie überliefernden Kirche vertrauend an Jesus Christus, den „Sohn“ bzw. das „Wort Gottes“, glauben.

Die im Unterricht aufgeworfene Frage, warum Jesus seinen Jünger Petrus dem Schreck des Ertrinkens aussetzte, hat eine Schülerin trefflich beantwortet: Jesus musste die Freiheit seines Glaubens, der ihn im Angesicht des bedrohlichen Sturmes verlassen hat, respektieren; doch im Moment des Schreis um Errettung kommt ihm die ausgestreckte Hand des Herrn entgegen. Dies ist die frohe Botschaft des Matthäus an seine angefochtene Gemeinde – und ebenso an uns Kleingläubige, deren Glaube von Zweifeln heimgesucht wird!

Und das Wunder?

In dieser Unterrichtsreihe spielt die Frage, ob Jesus „wirklich“ über die stürmische See gewandelt ist, eine eher untergeordnete Rolle. Zwei zu einfache Lösungen gilt es meines Erachtens zu vermeiden: das Zugeständnis an einen fundamentalistischen Glauben, der Jesu Gang übers Wasser als ein ganz selbstverständliches Wunder abhakt, sowie das an eine empiristische Ontologie, die das Wunder bestreitet oder das Anstößige des Wunders mehr oder weniger elegant wegerklärt.

Eine dritte Möglichkeit, für die ich bei der Behandlung von Wundergeschichten im Religionsunterricht plädieren möchte, eröffnet das Stichwort „anstößig“. In einer schnoddrig daherkommenden Formulierung hat der Bibelwissenschaftler Klaus Berger anstößige biblische Texte als „Reibe“ bezeichnet, deshalb nämlich, weil Christen sich daran reiben sollen. Dies ist eine Spur, die weiterführt. Überlegen wir einmal – für uns als Unterrichtende und mit unseren Schülerinnen und Schülern: Was wäre denn, wenn Jesus tatsächlich über das Wasser gegangen wäre? Eine Antwort könnte lauten: Die Macht der so übermächtig auftretenden Chaosmächte, die uns in unterschiedlichsten Gestalten allenthalben entgegentreten und unser Leben bedrohen, wäre wider allem Anschein schon, wenn auch nicht endgültig, gebrochen! Ein solcher von der Kirche überlieferter „Glaube an“ Jesus Christus könnte uns auf Abstand bringen zu den uns schreckenden Gewalten, die glauben machen wollen, ihre Macht währe ewig. Die Welt mit einem solchen Abstand sehen, heißt, sie aus der Perspektive des Glaubens zu sehen. Es ist ein Glaube, der lähmende Ängste relativiert und neue Handlungsmöglichkeiten erkennen lässt.



Thomas Menges ist Referent für Grundsatzfragen im Dezernat Bildung und Kultur im Bischöflichen Ordinariat Limburg.

M 1

„Herr, rette mich“ (Mt 14,22-33)

Schreibe auf die Kopie, welche Aspekte des biblischen Textes der Künstler ins Bild gebracht hat!



© Gretel Kunze, Markdorf